

Ein Zürcher Dichter in holländischen Diensten [Schluss]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Zürcher Dichter in holländischen Diensten

Von Ernst Eschmann

(Schluß)

Zu Beginn der neunziger Jahre verschlimmern sich die Verhältnisse ringsum. Krieg liegt in der Luft. Im August 1792 überwindet Heß ein Gallenfieber und holt einen lieben Freund aus seinem Kuraufenthalt zurück. Die Reise führt ihn vom Haag über Utrecht, Herzogenbusch und Maastricht. In schlechten Posten und schlechenden Schiffen geht's langsam durch langweilige Heide. Aachen, „ein häßliches Loch“, findet er ganz vollgestopft von französischen Emigranten, die schrecklich ausgesogen werden. „Die Nachricht von den Massenmorden in Paris brachte alle Franzosen in die größte Bestürzung. Im Kursaal zu Aix war viel Volk, als ein Brief mit der Liste der Ermordeten ankam. Man las sie laut, eine Frau fiel in Ohnmacht. Es war ihr Mann, der eben genannt wurde.“ Am tiefsten erschütterte Heß das Blutbad der tapfern Schweizergarde. Er wünschte dringend, es möchte von den Schweizern nicht so leicht hingenommen werden. Seltsam kam er sich vor, für ein fremdes Land Dienst zu leisten, während die eigene Heimat in Bedrängnis geriet. Und er bekannte seinem Vater: „Beschämend wäre es, in Holland die Wachen aufzuführen, um den Haager Bürgern einen friedlichen Schlummer zu sichern, während die Schweizergrenzen von Briganten bedroht würden.“ Wie dann gegen Ende des Jahres die Erfolge des französischen Heeres sich häufen, General Custine mit 18 000 Mann in die linksrheinische Pfalz einfällt, Speyer und Worms besetzt und am 21. Oktober in Mainz einzieht, die Fürsten und Herren, von panischem Schrecken erfaßt, auf das rechte Rheinufer fliehen, und wie sogar Frankfurt am Main von den Franzosen gebrandschatzt wird, Dumourier durch den Sieg über die Oesterreicher bei Jemappes ganz Belgien erobert, treten mit Spanien und England auch die Niederlande der Koalition gegen Frankreich bei und rüsten sich.

Der Garnisonsdienst entwickelt sich zu Kriegsdienst. Auch für die Schweizer Regimenter. Schon zieht ein Trupp mit einem holländischen Gardedetachement zu Pferd nach Gertruidenberg aus. Mit Freuden begrüßt Heß die frohe Nach-

richt von einem Siege, den die Schweizer zwischen Menin und Tournay errangen, und noch mehr die Gelegenheit, selbst bald ins Feuer ziehen zu dürfen. Da wird ihm durch einen höchst ehrenvollen Auftrag das Kommando über zwei Grenadierkompanien seines Regimentes übergeben, um sie ins Feldlager dem Erbprinzen zuzuführen. Heß brennt darauf, die Feuerprobe zu bestehen. Schnell werden alle Geschäfte geordnet, rückständige Schulden bezahlt im Gedanken, er könnte vielleicht nicht mehr zurückkehren.

Umringt von vielen Zuschauern, die die Straßen füllen, reitet er stolz zu Pferd an der Spitze seiner Truppen aus dem Haag in der Richtung nach Rotterdam. Hier verteilt er sie in drei Schiffe, um zu Wasser über Willemsstad, Vlissingen bis Gand zu gelangen. Nach zweitägigem Marsche erreicht er Courtrai, wo ihn Jubel und Hurrarufe empfangen. Gleich darauf stößt er im Feldlager bei Menin zur Armee des Erbprinzen und entledigt sich seiner Aufgabe mit Glück und Geschick. Das Soldatenleben mit seinen schwebenden Aufregungen, seinen Mühen und Strapazen reißt ihn aus den alten Gedanken und Kummernissen heraus und erweckt ihn zu lauter Kriegsbegeisterung, erfüllt ihn auch zugleich mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Seinem Vater gegenüber zieht er in einem inhaltschweren Briefe die Summe seines Daseins. „Unter den glücklichsten Zeichen und von der Natur begünstigt habe ich mein Leben in der Zeit der Jugendfreuden so wenig genossen, und meine Geschmacksrichtung ist so sehr meiner Laufbahn widerstrebend, daß ich nur ein passives Leben führe, das auf meine hitzig empfänglichen Gedanken manchmal direkt abstoßend wirkt; mich nicht vorzudrängen, wo es etwas zu tun gibt, und nicht zurückzuweichen, wo mich die Pflicht ruft, das ist meine Devise, und die Vorsehung wird das Übrige tun.“

Wacht und Vorpostendienst halten ihn hin. Am 20. Juli 1793 notiert er auf einen Zettel: „Nachts um 11 Uhr. Es ist herrlicher Mondschein und alles ringsum still, ruhig und friedlich. Diesen Nachmittag, da ich im Dorfe war, legte ich mich ein Stündchen schlafen. Ich hatte wohl das wunder-

barste Bette, es war im ehemaligen Archiv von Roncq — wenig dürres Stroh lag auf dem Boden, — ich raffte eine Menge Akten zusammen, auf denen ich einschlief. Ein Donnerwetter weckte mich auf, das ich im ersten Taumel für eine Kanonade hielt. Seit acht Uhr bin ich wieder auf meinem Posten mit dem Piket. Ich schreibe und patrouilliere neben den Schildwachen, um wacher zu bleiben. Dies ist nun die dritte Nacht, die ich ohne Ruhe zubringe. Ich halt' es besser aus, als ich gedacht hätte. Wenn nur mein Kopf nicht so schwer und dumpf dabei würde!"

Während der Beschießung Lilles wird plötzlich am 10. August Alarm geschlagen. Man glaubt sich angegriffen. Zum Kampfe bereit und entschlossen, mit doppeltem Hase am Todestag der Schweizergarde den Verlust so vieler heldenmütiger Soldaten zu rächen, zieht David Heß mit seinen Truppen aus, muß aber unverrichteter Dinge zurückkehren. Der Feind lauert in nächster Nähe und zwingt sie, keinen Moment unachtsam vergehen zu lassen. Das Gefühl des nahenden Waffenganges und der tödlichen, vom Schicksal gelenkten Kugeln diktiert dem Dichter, dessen Muse sonst in diesem Kriegsgerassel verstummte, das Gebet im Feld (im Lager bei Menin):

Der du so freundlich
Über der Hütte
Dürftiger Hirten
Waltest, o Vater,
Wie du auch waltest
Über Palästen, —
Laß deine Sonne
Lieblich erwärmend
Über uns leuchten,
Gib uns im Treffen
Stärke der Seele,
Mut in Gefahren,
Frohsinn im Tode...

In der Nacht des 18. August um zwei Uhr kommt plötzlich der Befehl, sich marsch- und kampfbereit zu halten. Gegen dreieinhalb Uhr wird aufgebrochen in der Richtung nach Lincelles, das bei Tagesanbruch von zwei Seiten angegriffen wird. Ungeachtet der Kartätschen und Musketensalven dringen die Krieger mit gezückten Bajonetten vor und ziehen unter geringen Verlusten im Dorfe ein.

Damit ist Hessens großer Wunsch, einmal ins

Feuer zu kommen, erfüllt. Gern möchte er jetzt aus dem andauernden Delirium und Schwindelgefühl herauskommen. Die Unannehmlichkeiten häufen sich. Unordnung reißt ein im Heere, alles wird teurer, und der Sold bleibt aus. Ohne Gepäck und schützendes Zeltdach muß im Freien kampiert werden. Militärische Rückschläge kommen hinzu. Der Feind, wohl 30 000 Mann stark, entreißt ihnen nach fünfstündigem Kampf Menin und Werwicq. Prinz Friedrich kämpft wie ein Held und blutet aus einer klaffenden Schulterwunde. In raschem Rückzug geht's nach Deynze und Gent. Am 1. Oktober erreichen sie eine Anhöhe, die einen herrlichen Blick auf Brüssel und seine reizende Umgebung gewährt; der zweite ist zur Ruhe bestimmt und gestattet Heß, die Stadt kurz zu besuchen und einen tüchtigen, warmen Imbiß zu nehmen. Schlimm ist die Nachricht, daß die Oesterreicher in einem hitzigen Scharmügel vor Maubeuge 1500 Mann einbüßten. Raßkalte Bitterung setzt ein. Desertionen mehren sich. Am tapfersten halten sich die Schweizer, die den guten Ruf der holländischen Truppen aufrecht erhalten. Untätig und ohne zu wissen, was ihnen die nächsten Tage bringen und wohin sie vielleicht geheht werden, bleiben und warten sie in Mons.

Regenschauer durchnässen die Erde und machen Weg und Steg zum ungangbaren Sumpf, in dem Kanonen und Pferde versinken. Unter solchen Verhältnissen plagt sich seine Truppe bis Houtain-le-Mont, eine Stunde von Nivelles entfernt. Nach langer Mühe und ausgestandenen Nöten nimmt Heß ein stilles Bauernhaus auf und läßt ihn endlich einmal ein bißchen zu sich selbst kommen und alle die schrecklichen, schauerlichen, bizarren, blutigen und komischen Szenen wieder im Gedächtnis vor seinen Augen auftauchen. Am meisten freut ihn die nahe Aussicht, im Haag die Winterquartiere zu beziehen. Über Breda marschieren sie weiter bis Ramsdonck, wo sie sich einschiffen und bei äußerst günstigem Winde am 6. Dezember ein Uhr nachmittags in Delft einfahren. In lautem Triumphe ziehen sie im Dämmerchein des Abends durch die volkgefüllten Straßen im Haag, besonders freundlich vom Prinzen Friedrich mit seinen zwei Söhnen begrüßt.

David Heß freut sich, so glänzend alle Strapazen überwunden zu haben und möchte sie, die strenge Schule, um alles in der Welt nicht missen. Schmerzlich aber beklagt er das fühlbare Schwinden aller Menschlichkeit, das Absterben und Erkalten seiner Freude an der Kunst, die ihm sonst alles war und alles ausmachte.

Der Winter wird hart. Kleine Erfolge um Ostern des folgenden Jahres täuschen die Holländer nicht darüber hinweg, daß ihre Heimat in großer Gefahr schwebt. Ganz unerwartet wird Heß Mitte August zur Verstärkung der Garnison nach Amsterdam kommandiert. Leer und langweilig schleichen die Tage dahin. Sorglich geht er auch hier den nicht enden wollenden Gastmälern und Einladungen vornehmer Kreise aus dem Weg und verschließt sich im engen Stübchen. Bald flucht er den Franzosen, die „vom Taumelkeltch des Leichtsinns schwindelnd mit frechen Füßen Kronen treten und die Geseze ihrer Väter, und was den Menschen noch heilig war, in Staub werfen,“ bald Holland, „das unentschlossen, ein schwacher, blinder Haufe, zwecklos umherschwanzt wie Meeres Flut und Ebbe“.

Ende November kehrt Heß gerne wieder in den Haag zurück. Die Grundstimmung der Stadt geht nach Frieden. Während der Unterhandlungen, die inzwischen betrieben werden, ruhen die Waffen im Felde. Aber die Gegner lauern nahe vor den Toren. Bereits ist Rijmweg den Franzosen in die Hände gefallen.

Beißende Kälte kommt Anfang Januar 1795 den siegreichen Franzosen zu statten und läßt den Waal tragsicher gefrieren. Ruhig können sie über die glatte Eisfläche hinweg ins holländische Gebiet vorrücken. In der letzten Not ergeht ein letztes, freiwilliges Aufgebot an die ganze Bevölkerung. Heß hat nicht Unrecht, wenn er sich wenig davon verspricht und am patriotischen Idealismus der Holländer zweifelt. Nur ein kleines Häuflein scharf sich zum letzten Sturm zusammen. Noch einmal scheint kurz ein kleines Fünkchen Hoffnung aufzuleuchten. Die Franzosen können vor dem 9. Januar über den Waal zurückgedrängt werden. Ein willkommener Regen gibt gute Aussichten, daß die feste Eisdecke schmilzt. Aber schon am 13. stößt der Feind unter Pichegrue auf An-

ordnung des Wohlfahrtsausschusses wieder über den Waal vor. Heß ist auf alles gefaßt. Seine Sachen sind gepackt, um sie im Magazin seiner Kompanie unterzubringen. Zur selben Zeit ziehen sich die Engländer zurück. Holland schickt noch am Abend des 13. Gesandte an General Pichegrue, um zu kapitulieren. Am 15. fällt Utrecht den Franzosen in die Hände, und am 20. zieht Pichegrue, von der republikanischen Partei der Patrioten freudig empfangen, in Amsterdam ein. So wird Holland zur batavischen Republik.

Der Einmarsch erfolgt mit unglaublicher Ordnung und Ruhe. Am Abend des 23. langt der General selber im Haag an und macht mit seinen beruhigenden Versicherungen und seiner auffallenden Einfachheit starken Eindruck auf Heß. Die holländischen Truppen erhalten das feierliche Versprechen, im alten Stand, bei gleichem Solde bleiben zu dürfen. Das künftige Verhältnis zwischen Holland und Frankreich soll nicht das von Besiegten und Siegern, sondern ein freundschaftliches sein. Man will nicht überall daran glauben. „Als die französischen Truppen hier einrückten, sah man auf allen Gesichtern tiefe Niedergeschlagenheit, und besonders, als es sich darum handelte, sie bei den Bürgern einzuquartieren. Die Häuser, in denen sonst holländische und Schweizeroffiziere wohnten, standen leer. Da kamen die Hauseigentümer, die uns früher ihre Quartiere mit Gold zahlen ließen, in Scharen mit der Bitte zu uns, gratis bei ihnen Logis zu beziehen, um unsern Namen an ihre Türe zu heften, und wenn ich davon hätte Gebrauch machen wollen, hätte ich ein halbes Duzend gute Quartiere zur Auswahl gehabt.“

Wie die Sieger dieses freundschaftliche Verhältnis auffaßten, zeigten sie in ihren Forderungen. Sie verlangten leihweise Lebensmittel und Kleider im Werte von 30 000 000 Franken. In einem Monat sollte alles aufgebracht sein. Sie bezahlten mit wertlosen Assignaten und ruinierten so die auch durch den Krieg schon ohnehin hart mitgenommenen Finanzen. Diese Wirtschaft führte manchen früher begeisterten Patrioten ins gegenteilige Lager. Das alte Regiment wurde ganz ausgeschaltet und an dessen Stelle ein dreifaches Komitee gesetzt, das sich mit dem öffent-

lichen Wohl, mit dem Militär und den Finanzen beschäftigte.

Die Schweizer hatten als Kriegsgefangene nicht sonderlich über schlechte Behandlung von seiten der Franzosen zu klagen. Von Pichegrue wurden sie als sehr gute Truppen gerühmt. Trotzdem fand David Heß die Lage der Schweizer-soldaten sehr kritisch. „Man wird versuchen, sie auf gleichen Fuß mit den nationalen Regimentern zu stellen, die weniger teuer zu stehen kommen,“ fürchtete er, „und das würde unsern Dienst auf immer ruinieren und dazu führen, daß die Hälfte die Entlassung verlangte. Besonders unser Garderegiment mit höherm Sold und Rang und vielen ausschließlichen Privilegien ist am ehesten einer ungünstigen Veränderung ausgesetzt.“

David Heß verfaßte ein Memorial, in dem er die Lage der Schweizer deutlich darlegte. Der Berner Oberst von Grafenried legte dieses Schriftstück dem Bericht an seine Landesregierung bei. Der junge Offizier wehrte sich nicht für persönliche Vorteile. Er dachte an seine Kameraden. „Das Herz blutet mir“, schrieb er, „wenn ich so viele alte Unteroffiziere, so viele junge Leute ohne die nötigsten Mittel in Gefahr weiß, das Wenige noch zu verlieren, das sie in ihrem Dienst, den sie in einem so blutigen Krieg leisteten, wohl verdienten.“

Am 6. Februar wird mit großer Zeremonie der Freiheitsbaum auf dem Buitenhof aufgepflanzt, und am 10. findet eine Inspektion aller Truppen statt, die vor der neuen Haager Verwaltung Revue passiert. Die Generalstaaten entheben die holländischen Truppen ihres Eides gegen den Erbstatthalter und gewähren jedem Soldaten für die Zukunft die Möglichkeit, die höchsten Offiziersstellen zu erlangen. Anfang März wird diese Proklamation auch den Schweizern verlesen.

Die Zeit der Ruhe beginnen bald einige Neuenburger und Genfer zu stören, indem sie offenkundig mit den Franzosen fraternisieren und so den Anstoß zu vielen Streitigkeiten geben.

Der sehnlichste Wunsch der meisten Offiziere und Soldaten der Schweizerregimenter ging dahin, von den Kantonen ehrenvoll zurückberufen zu werden. Noch einmal faßte David Heß auf Veranlassung des Generals Heß die betrübende

Lage der Schweizer in einem Altkerstück zusammen, und Minister de Witt wurde in die Schweiz geschickt, um mit den einzelnen Kantonen über die Brigade zu unterhandeln. In Zürich war man in Verlegenheit, was man vorsehen sollte. Hessens Vater schreibt seinem Sohn: „Ich glaube, man würde sich hier alles gefallen lassen, wenn sie nur Brot im Ausland finden können, so sehr fürchtet man in gegenwärtigen Zeiten die Rückkunft so vieler Bürger, die keine Ressourcen haben.“

Die Ereignisse gingen ihren Gang. Das Los der Schweizer entschied sich, ohne daß sie viel hätten dazu tun können. David Heß schrieb seinem Vater in größter Entrüstung: „Der Schleier hebt sich. In Kurzem wird die Komödie zu Ende sein. Der Schluß ist so, wie wir ihn vom borniertesten und undankbarsten Volk auf der Erde, dem wir nur zu gut und zu treu bei eigener Lebensgefahr dienten, erwarten mußten. Die Generalstaaten haben unsere Entlassung beschlossen.“ — „Man spricht noch nicht im geringsten davon, weder die einen noch die andern zu entschädigen. Man behandelt uns ganz wie Mietlinge, die man fortschickt, wenn man sie nicht mehr braucht.“ Die unrühmlichen Angelegenheiten schleppten sich monatelang hin. Da verlangte die Berner Kantonsregierung die sofortige Entlassung der Berner Kompanie unter dem Kommando des alten Obersten von Grafenried, während Zürich Holland bat, seine Truppen bis Mitte März noch im Dienste zu lassen. David Heß geriet außer sich. Er schimpfte in einem Brief: „Es ist leicht, in Zürich eine gut gepuderte Perücke zu tragen und durch dick und dünn über Dinge zu beschließen, die man versteht oder auch nicht versteht. Aber in Holland ist es nicht ebenso leicht, ein Kleid zu kompromittieren, das überall geehrt und geachtet wurde.“

Es bedurfte neuer, unerhörter Erniedrigungen, die sich die Zürcher von seiten Hollands gefallen lassen mußten, bis der Rat von Zürich mit aller Energie die Rückkunft seiner Truppen verlangte.

Der Jahreswechsel 1795/96 vollzog sich, aber die Schweizer standen noch immer im Haag. Endlich rückte nun aber doch die Entlassung, „die Befreiung aus Aegyptenland“, näher. Am Morgen des 19. Februar versammelten sich die Kompa-

nien zum gemeinsamen Abmarsch und zogen mit klingendem Spiel, von der Menge begleitet, in der Richtung nach Breda ab, von da über Namur und Givet. Durch das Entgegenkommen eines Freundes, der an Hessens Stelle mit den Truppen zog, war ihm nach seinem Wunsche Gelegenheit gegeben, über Paris heimzureisen.

Die große Stadt mit ihren frischen revolutionären Denkwürdigkeiten fesselte ihn nicht. Der Ruf der Heimat berührte ihn wohl stärker. Er besuchte natürlich seine Cousine Magdalena Schweizer. Sie erwartete just im Faubourg Poissonnière die Rückkunft ihres Gatten aus Amerika. Traurig wandelte er auf dem Platze vor den Tuileries, wo am 10. August 1792 die Schweizergarde ein Opfer ihre Treue geworden war. Tränen traten ihm in die Augen bei dem Gedanken: „Hier unterlagen sie! Auf diesem Pflaster verspritzten sie ihr Blut, und hier übten die Furien von Paris noch Rache aus an den zerstückelten Körpern der edlen Krieger! — Oh, über die fremden Dienste! Wie manche schöne Lebensblume haben sie dem Vaterlande geraubt!“

In der Frühe des 10. April machte sich David Heß heimwärts. Im grauenden Tag sah er all die schwarzen Schattenwolken seiner neun verlorenen Jugendjahre schwinden und im rosigen Morgenlicht eine volle Schar reicher Hoffnungen emporziehen. Was er mitnahm, war ein glühender Haß alles dessen, was holländisch und Franzentum hieß, und ein Köcher, der ihm sein Leben lang die giftigsten Pfeile gegen seine größten Feinde lieferte.

Neben einer Reihe kleiner literarischer Werke — Gedichte, Skizzen und Stimmungsbilder aller Art — vollendete David Heß noch ganz am Ende seines holländischen Dienstes eine Sammlung graphischer Blätter, Karikaturen, die ihm der heilige Zorn eingegeben hatte auf die Verhält-

nisse, wie sie in den Niederlanden geschaffen worden waren durch den Einmarsch der Franzosen. Er machte sich lustig über die düperten Holländer, die welschen Verkünder der Freiheit, die mit so verlockenden Versprechungen einzogen und so sehr auf ihren Vorteil bedacht waren. Die verschiedenen Komitees der Finanzen, des öffentlichen Wohles, der öffentlichen Sicherheit wie das Komitee für die notleidenden Bürger werden zum Ziel seines Spottes. Freunde, die die Zeichnungen noch im Haag zu sehen bekamen, wünschten, daß sie in Kupfer gestochen würden. Der berühmte englische Kupferstecher Humphries radierte sie. In London wurden sie gedruckt. Die geheime Polizei hatte inzwischen von diesen scharfen Karikaturen erfahren. Es war ein Glück, daß Heß schon außer Landes war. Sonst hätte er seinen Eifer auf einer holländischen Festung gebüßt. Die „Hollandia Regenerata“ ging von Hand zu Hand. Die erlaubten Verzerrungen der Karikatur täuschen über künstlerische Mängel hinweg. Einzelne Blätter sind so gepfeffert, daß sie den freiesten unserer heutigen Witzblätter kaum nachstehen.

Die Weltgeschichte hat sich seitdem zu verschiedenen Malen gewendet. Und wieder haben wir Krieg. Holland ist in den verhängnisvollen Strudel mithineingerissen worden. In den Zeitungen lesen wir von Stilletheten, durch die einst auch David Heß gezogen war. Nicht mehr mit eigenen Waffen sind wir heute dabei, aber mit dem Herzen, und wir hegen keinen tieferen Wunsch als den: möchte recht bald allen Völkern der Tag wirklicher und wahrhaftiger Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit anbrechen, und möchten es nicht nur schöne Worte mit blendenden Vorspiegelungen sein, sondern eine Garantie des Friedens, der der Traum von Millionen ist hüben und drüben!

IM VOLKSTON

Emil Schibli

Die Sterne überm Wald und Tal
erglänzen in der Runde.

Die Mädchen singen irgendwo:
„In einem kühlen Grunde ...“

Der Mond steht überm Hügelsaum,
Und Wind weht durch die Bäume.
Der Abend schlingt ein zartes Band
um uns und unsre Träume.

Ich horche still in mich hinein.
Schwingt eine Saite leise?
Bei Gott, mein altes, junges Herz
summt innen im Gehäuse!